

Vortrag von Prof. Fulbert Steffensky, Luzern
Vortrag am 13. Oktober, Dorothee-Sölle-Haus, Hamburg

Opfer, Täter, Trauer & Schuld

Was sind die Elemente einer Kultur des Gedenkens?

THESEN:

- Gedächtnis der Toten ist ein Grundzug aller Humanität. Es ist Gedächtnis ihres Leidens, ihres Gelingens und Gedächtnis der Schuld und ihrer Lebensverstrickungen.
- Seit es die menschliche Sprache gibt, gibt es keine ungeschändeten Wörter und Bilder mehr. Aus dieser Sprache können wir nicht aussteigen, wir müssen sie reinigen. Dies soll auch geschehen mit dem Wort Opfer. Ich will es nicht abschaffen, sondern reinigen.
- Gedächtnis hält sich nicht ohne Einrichtungen des Gedenkens: ohne Gedächtniszeiten, Orte, Bräuche. Der Geist kommt nicht aus mit der Innerlichkeit.
- Langfristiges Gedächtnis ist öffentliches Gedächtnis. Veröffentlichung des Geistes ist Stärkung und Konturierung des Geistes (und des Ungeistes)
- Wir entkommen mit unserer Sprache und unseren Einrichtungen nie dem Zwielficht und der Zweideutigkeit. Wir müssen die Mehrdeutigkeit wagen und können nicht warten, bis es keine Missbräuche der Sprache und der Institutionen gibt.
- Wir können die Missbrauchsgeschichte des Totengedenkens nicht vergessen und haben gleichzeitig kein Recht, alle gegenwärtigen Gedächtnisinstitutionen unter Totalverdacht zu stellen und sie vom Missbrauch her zu interpretieren.
- Es gibt kein öffentliches Totengedächtnis wie den Volkstrauertag ohne Erinnerung an die Verstrickungen der Lebenden und der Toten, d.h. ohne Schuldgedächtnis.
- Ich widerstehe der Versuchung, die Toten in schuldige und unschuldige Opfer zu sortieren und nehme damit die Zweideutigkeit des Gedächtnisses in Kauf. (Das ist eine These mit begrenzter Reichweite.)

EIN OPFER KANN SEINEN SINN NICHT IN SICH SELBST HABEN

Es hat keine grosse Idee, keine humane Option gegeben, die nicht auch zum Opfer führt. Ich erkläre es an einer bewegenden Geschichte, die ich im Kaukasischen Kreidekreis von Bert Brecht finde. Die Magd Grusche entdeckt das verlassene Kind der Fürstin. Die Mutter hat es im Stich gelassen, um sich selbst zu retten. Die Magd sieht das hilflose Kind an und hört seine stumme Sprache:

Als sie nun stand zwischen Tür und Tor, hörte sie
Oder vermeinte zu hören ein leises Rufen: das Kind
Rief ihr, wimmerte nicht sondern rief ganz verständig
So jedenfalls war's ihr. »Frau«, sagte es, »hilf mir.«
»Wisse, Frau, wer einen Hilferuf nicht hört
Sondern vorbeigeht, verstörten Ohrs: nie mehr
Wird der hören den leisen Ruf des Liebsten noch
Im Morgengrauen die Amsel oder den wohligen
Seufzer der erschöpften Weinpflücker beim Angelus.«
Dies hörend ging sie zurück, das Kind
Noch einmal anzusehen. Nur für ein paar Augenblicke
Bei ihm zu sitzen, bis wer anderer käme.

.....

Lange saß sie bei dem Kinde
Bis der Abend kam, bis die Nacht kam
Bis die Frühdämmerung kam. Zu lange saß sie
Zu lange sah sie
Das stille Atmen, die kleinen Fäuste
Bis die Verführung zu stark wurde gegen Morgen zu
Und sie aufstand, sich bückte und seufzend das Kind nahm
Und es wegtrug.

Hören ist ein Grundwort dieses Textes, es kommt fünfmal vor, dazu andere Formulierungen, die das Hören betreffen: rufen und Ohr. Auffällig ist die Formulierung: Das Kind rief ihr, also nicht: rief sie, wie wir es erwarten. Der Dativ drückt aus, dass der Ruf des Kindes eine Hilferuf ist, aber auch ein Ruf, der ihr selbst dient wenn sie ihn beantwortet. Der Ruf ist ein Versprechen für sie. Ihm zu folgen, heisst das Leben in seiner Fülle und Schönheit hören zu können. Wenn sie den Ruf des verlassenen Kindes hört, wird sie auch ein Ohr haben für den leisen Ruf des Liebsten und für den Ruf der Amsel im Morgengrauen. Das Hören der Magd und die freie Tat ihres Herzens heisst Leben spenden und leben. Die Fürstin, die Mutter, die den Ruf des eigenen Kindes »verstörten Ohrs« überhört hat, setzt nicht nur das Leben des Kindes aufs Spiel. Sie schneidet sich selbst vom Leben ab, denn nie mehr wird sie hören den wohligen Seufzer der erschöpften Weinpflücker beim Angelus. Lieben und sich selbst lieben fallen hier zusammen. Leben geben und Leben empfangen sind eins geworden. Moral und Lebenskunst fallen nicht mehr auseinander. Die Magd seufzt zwar, als sie das Kind aufnahm und rettete, aber sie lebt in Fülle. Es gibt die Güte nicht ohne Schmerzen und Opfer, und dennoch ist ihr Hören die Erhöhung ihrer selbst, ihr eigener Reichtum.

Das Problem innerhalb vieler religiöser Kultur ist, dass das Opfer seinen Sinn in sich selbst haben soll. Anders bei Grusche: Sie liebt und sucht nicht die Passion, sondern die Compassion und dabei kommt sie um die Passion nicht herum.

DIE FRAGE: Kann man, wie es auf vielen Denkmälern steht, von einem Opfertod bei Soldaten sprechen? Nein! Und zwar a) weil bei den Allermeisten das Moment der Freiwilligkeit fehlte und weil b) die Getöteten den Dämonen geopfert wurden (Vgl. Psalm: Sie opferten ihre Kinder den Dämonen.)

ERINNERUNG UND TRAUER MÜSSEN EINE ÄUSSERE LANDSCHAFT FINDEN, SONST VERGEHEN SIE

In Fontanes Erzählung STINE verliebt sich der junge Graf Waldemar in ein einfaches Mädchen, eben in jene Stine. Er will sich wider seine Familie stellen, die die Heirat missbilligt; er will sein Erbe aufgeben und mit Stine nach Amerika fahren. Er will die Unmittelbarkeit des Glücks, das keine anderen Wurzeln, keine andere Quelle und keine andere Stütze hat als die Zuneigung der beiden jungen Menschen zueinander. Stine antwortet ihm kritisch – und auf diesen Satz allein kommt es mir an: »Und für alles, was dann fehlt, soll das Herz aufkommen.« Meine Sympathie ist bei dem Grafen, der Blut, Abstammung, Ansehen; kurz: seine ganze bisherige Welt aufgeben will, um weltlos mit Stine zu leben. Mein Realitätssinn ist bei Stine, die weiß, dass das Herz allein Welten nicht ersetzen kann.

Eine kleine literarische Einleitung zur Frage: Wie sieht eine Gedächtniskultur aus? Mit dem Satz der Stine ist eines bereits ausgeschlossen: Sie kann nicht nur aus den Herzen, aus den inneren Kräften und der puren Existentialität der vielen Einzelnen bestehen. Erinnerung und Trauer brauchen nicht nur Herzen, die sie tragen. Sie müssen eine äußere Landschaft finden, sonst vergehen sie.

Die amerikanische Sozialanthropologin Mary Douglas schreibt in »Reinheit und Gefährdung« einen ironischen Satz: »Als Erben der protestantischen Tradition sind wir darin erzogen worden, allem Formalen zu misstrauen und nach spontanen Ausdrucksformen zu suchen, so wie die Schwester des Pfarrers, die Mary Webb sagen lässt: ‚Selbstgebackene Kuchen und selbstgemachte Gebete sind immer die besten.‘« (Douglas, 1988, S. 84). Ich versuche in einigen Sätzen zu umschreiben, was Mary Douglas unter dem Erbe der protestantisch-bürgerlichen Tradition versteht: Das Wesentliche spielt sich im Innern des Menschen ab. Die Äußerungen in Formen, Methoden, Institutionen, Ritualen, in gebauten Lebenswelten sind unerheblich und stehen unter Korruptionsverdacht. Alle Wichtigkeiten sind vom Subjekt allein erschaffen und verantwortet. Überlieferungen und Verallgemeinerungen entfremden das Subjekt von sich selber. Zuhause ist man nur bei sich selbst, beim eigenen Gewissen, bei den eigenen Gedanken. Zuhause ist man, wo man unmittelbar zu sich selbst ist.

Ich halte dies für ein falsches Subjektverständnis, aber ich kann dahinter eine richtige Absicht erkennen: Die Skepsis gegen die Äußerlichkeit, gegen die gebauten und autoritär verhängten Welten. Das Misstrauen gegen die Formen und gegen die inneren Bilder, die mit ihnen eingeübt wurden, war berechtigt und hat die Freiheit befördert. Wenn ich den Wert von Institutionalisierungen überlege, dann unter der Bedingung der Aufklärung und damit unter der Bedingung, dass ich gelernt habe, mit Methoden, Formen, Ritualen und Äußerungen zu brechen.

Ich möchte dieser protestantisch-bürgerlichen Selbstauffassung eine andere gegenüberstellen: Der Mensch lebt nicht nur von Innen nach außen, sondern auch von außen nach innen. Das heißt, die Innerlichkeit der Menschen, ihr Selbstbewusstsein, ihr Gefühl vom Zusammenhang und Sinn des Lebens, ihre Hoffnung und ihre Emotionalität findet sich nicht nur innen als reiner Geist, als Eigenbesitz und als Eigenerwerb. Der Mensch liest seine Innerlichkeit auch am Außen ab; an den Symbolen, Einrichtungen, Überlieferun-

gen, die seine Lebenslandschaft prägen; an den Gruppen und den Traditionen, mit denen er umgeht; an den Regeln, Ritualen, Rhythmen und Methoden, die er seinem Leben gegeben hat und die ihn von außen nach innen prägen. Der innere Lebensglaube lebt vom Rhythmus, Ritual, Regel und Lebensfigur gewordenen äußeren Glauben. Die Institutionen sind die dauernden Lehrerinnen der Innerlichkeit (Ich erwähne nur am Rand, dass es böartige Lehrerinnen gibt.). Formen und Figuren sind nicht nur das äußerliche und entbehrliche Gewand der Innerlichkeit; sie sind ihre Aufführung und ihr Spiel, ohne die diese Innerlichkeit und der Geist kraftlos und blass bleiben. Bewusstsein seiner selbst ohne äußere Gestaltung ist wie eine Partitur, die nicht Musik wird.

ERINNERUNG HAT MAN NICHT ALS OBJEKTIVES GEDÄCHTNIS DES VERGANGENEN

Ich möchte im Folgenden über die Momente einer Landschaft sprechen, in der die Erinnerung zwar nicht subjektunabhängig geworden ist - subjektunabhängige Erinnerungen kann es nicht geben -, in der aber ein objektiver Sinn die subjektive Gesinnung stützt und ermöglicht, ich möchte fragen, welche Institutionen das Herz zur Erinnerung ermahnen und ermuntern. Ich fange mit einem Beispiel an.

1993 fanden in Hamburg Gedenkfeiern für die Opfer der sogenannten Aktion Gomorrha statt, der Bombenangriffe 50 Jahre zuvor. Es gab einen Gedenkgottesdienst im Michel mit geladenen Gästen aus Coventry und aus Petersburg, mit dem Bürgermeister und der Bischöfin; vor allem aber mit alten Leuten, die diese Angriffe miterlebt hatten oder Angehörige in jenen Nächten verloren hatten. Während des Gottesdienstes kam es zu einer Störung. Eine Gruppe von jüngeren Leuten drang ein, besetzte die Mikrophone. Sie konnten nach Streit und Gerangel eine Erklärung verlesen. Um diese Toten gäbe es nichts zu trauern, sagten sie. Die Trauer um die Toten der Bombennächte verdränge die eigentliche Trauer, nämlich um die Toten der KZs. Die Konsequenz aus der deutschen Geschichte könne nur lauten: Nie wieder Deutschland. Es war eine Stunde ungeheurer Erregung. Der Streit um die Toten kann niemals souverän ausgetragen werden, weil wir in ihm um unsere eigenen Lebensoptionen streiten.

Ich möchte an diesem Beispiel zeigen, was Aneignung von Erinnerung bedeutet und was zu einer Erinnerungslandschaft gehört. Mein erster Satz dazu heißt: Erinnerung hat man nicht als objektives Gedächtnis des Vergangenen. Die Interessen und Lebensoptionen, die ein Mensch hat, konstruieren die objektive Vergangenheit zu subjektiver Erinnerung. Wir sehen in dem Gottesdienstbeispiel von Hamburg zwei Gruppen, die eine objektive Vergangenheit haben, sich verschiedene Herkünfte bauen. Sie insistieren auf zwei Arten von Erinnerung. Gedenken heißt, sich für eine Vergangenheit entscheiden. Die einen gedenken der Bombenopfer in Hamburg. Viele alte Leute unter ihnen trauern um Geschwister und Eltern, deren Tod sie erlebt haben. Sie vergessen den Grund dieses Krieges nicht. Aber der vorrangige Inhalt des Gedächtnisses sind an diesem Tag die Opfer von Hamburg. Aus der Erinnerung ziehen sie eine Folgerung in ihren Texten und Gebeten. Sie wollen ein Land, von dem aus kein Krieg mehr kommen soll.

Die in die Kirche eingedrungene Gruppe hat andere Interessen und darum auch ein anderes Gedächtnis. Sie betrauern andere Tote, nämlich die Opfer von Auschwitz und

Treblinka. Mit dem Gedächtnis dieser Toten bestreiten sie der ersten Gruppe das Recht, an ihre Hamburger Toten zu denken. »Es gibt nichts zu trauern«, sagen sie. Sie ziehen andere Konsequenzen aus ihrer anderen Erinnerung: »Nie wieder Deutschland!«, haben sie auf ihre Plakate geschrieben. Eine Vergangenheit also und zwei Herkünfte!

AUS ERINNERUNG WÄCHST NORMATIVES DENKEN, WÄCHST GEWISSEN

Das Gedächtnis der Toten ist die ursprünglichste Form der Erinnerung. In allen Kulturen gibt es eine Grundabsicht mit den Toten: sie heimzuholen und sie nicht in fremder Erde begraben sein zu lassen. Dies ist ein geistiges, und nicht nur ein materielles Unternehmen. Es gibt keine Humanität, ohne dass sie kommensorativ ist. Commemoratio ist ein schwer zu übersetzendes Wort. Es ist die Erwähnung der Toten, die diese gegenwärtig macht und die ihren Tod zu einem Erbe und zu einer Pflicht macht. In lateinamerikanischen Basisgruppen erzählen sich die Bauern das Schicksal der von den Großgrundbesitzern Ermordeten. Die Gruppe antwortet darauf mit dem Ruf: Presente! Sie sind unter uns! Kommemorativ Reden sagt das, was man von den Toten wissen muss: Was sie gelitten haben und was sie geträumt haben. Ich möchte – vielleicht ungewöhnlich – in diesem Zusammenhang den Begriff Heimat nennen. Heimat ist der Ort der gehäuften Erinnerung, und zu dieser Erinnerung gehört das Gedächtnis der Toten. Man kann es auch umgekehrt sagen: Erinnerung an die Toten schafft Heimat. Es lässt sich in einem Land anders wohnen, in dem man die Namen der Toten kennt; in dem man die Zusammenhänge erkennt, auch die von Schuld und Zerstörung. Heimat ist der Ort der Erinnerung an Lebensgelingen und Lebensverlust. Die Planierung des Gedächtnisses entheimatet uns mehr als die Planierung unserer Landschaften, die wir beklagen.

Die Erinnerung an die Toten birgt diese nicht nur und lässt ihnen ihren Namen, sie zeichnet uns selber und gibt uns unser Gesicht. Wir lernen im Akt der Erinnerung, was uns wichtig ist, was wir wünschen und wofür wir einstehen. Die Erinnerung an die Toten stiftet und dramatisiert unsere eigene Identität (Koselleck, 1979). Mit jeder Erinnerung treffen wir unsere eigenen Lebensoptionen; wir werden unterscheidbar.

Erinnerungswissen bildet Gewissen. Man kann sich nicht an die Toten von Auschwitz erinnern und an das junge Mädchen von Hamburg, das nach einem ungelebten Leben umgekommen ist, ohne dass die Namen zur Norm für die Zukunft werden. Normatives Denken wächst aus Erinnerung. Somit ist das Prinzip der Erinnerung zugleich das Prinzip des Gewissens.

Ich möchte aber zurückkommen zu meinem eigentlichen Thema und fragen: Wie sieht die Landschaft aus, die mir bei der Erinnerung hilft? Wie sieht die Landschaft aus, die mich von außen nach innen baut?

GEDÄCHTNISKULTUREN BILDEN LITURGISCHE LANDSCHAFTEN AUS ZEITEN, ORTEN UND RITUALEN

Ein Moment des Rituals ist die Einhaltung von Zeiten. Nicht zu jeder Zeit wird in gleicher Intensität der Toten gedacht. Man feiert Jahrestage und gedenkt in Jahrzehnten. Die Gleichförmigkeit der Zeit wird durch Rhythmen gegliedert. Die Unterscheidung von

Zeiten ist ein Grundelement von Vergewisserung, ebenso die Unterscheidung von Orten. Geschichten, die den Grundkonsens einer Gruppe ausmachen, werden an Orte gebunden und werden an besonderen Orten besonders lebendig. Das kennen wir vor allem aus den Religionen. Wir sehen es in Hamburg etwa an der Ruine der Nicolai-Kirche, wie der Erinnerung ein Ort geschaffen wurde.

Die Wichtigkeit des Ortes können wir am folgenden Vorgang erkennen: Als die SS nach dem Attentat auf Heydrich das Dorf Lidice zerstörte, hat sie nicht nur die Männer ermordet und die Frauen und Kinder verschleppt. Sie hat die Grabsteine auf dem Friedhof des Dorfes herausgerissen und verstreut. Der Ort sollte unkenntlich gemacht werden. Die Namen der Toten sollten nicht mehr genannt werden. Sie hat einen Bach umgeleitet, der durch das Dorf floss, um den Ort geographisch unkenntlich zu machen. Der Name des Dorfes sollte nicht mehr gefunden und genannt werden. Ortlos, zeitlos, damit namenlos, geschichtslos und ungerufen sollten noch die Toten sein – eine Vernichtung des Menschen über den Tod hinaus.

RITUELLE DRAMATISIERUNG MACHT DIE ABSICHT ZU MITGETEILTEN UND DARIN ZU STARKEN ABSICHTEN

Ich möchte nun grundsätzlich über das Ritual reden und beginne mit einem Beispiel. In der Nähe des Pädagogischen Instituts stand eine der Hamburger Synagogen. Sie wurde 1938 dem Erdboden gleich gemacht, und ihr Ort war lange Zeit Parkplatz. 1988 wurde ein Gedächtnisplatz angelegt. Er trägt den Namen des letzten Rabbiners jener Synagoge Joseph Carlebach. Ihr Grundriss ist an der alten Stelle durch ein Mosaik gekennzeichnet. Über jenen Platz ging ich einmal mit einem Kollegen, der ein starker Raucher ist. Er machte einen Umweg, um nicht rauchend über jenes Mosaik, den Grund der alten Synagoge zu gehen. Der Kollege hat sich selbst ein Ritual gegeben: Er geht nicht rauchend über diesen Platz. In diesem Ritual figuriert sich jener Kollege als einer, der nicht vergessen will. Er führt sich auf, und er wird eindeutig in der Aufführung und in der Inszenierung der Erinnerung. Er baut sich von außen nach innen, indem er mit dieser bescheidenen Geste seine Erinnerung dramatisiert. Er wird sich seiner selbst bewusst. Die Klarheit der Lebenswünsche und Lebensabsichten hängt auch davon ab, ob man sie ins Spiel bringen kann; ob man ihnen eine Form und einen Gestus geben kann. Der Geist ohne Geste und das Leben ohne Lebensliturgie bleiben undeutlich und sind wegen ihrer Gestaltlosigkeit vom Untergang bedroht. Überall da, wo Menschen etwas leidenschaftlich wollen, werden die inneren Wünsche zu einer äußeren Figur; wird die Seele zu einer nach außen gesetzten Landschaft, in der sie sich wiedererkennt und gestärkt wird.

Dieser Kollege hat übrigens nichts Großartiges gemacht. Für ihn ist es eine kleine, alltägliche und zur Gewohnheit gewordene Geste, auf jenem Platz nicht zu rauchen. Er vollzieht ein Ritual, nicht weil ihm existentiell danach zumute ist und er in jener Stunde besonders bewegt wäre. Das Ritual ist also nicht durch seine augenblickliche Stimmigkeit und Existenz gerechtfertigt. Es ist fast mehr eine Übung als der Ausdruck seiner augenblicklichen Bewegtheit. Aber dieser Kollege baut sich in seiner Methode und in der Treue zu seiner Übung von außen nach innen. Er gibt seinen Lebensabsichten und seinem Erinnerungswunsch eine langfristige Gestalt. Nicht das Erlebnis des Augenblicks rechtfertigt die Geste. Er bildet sich in der Regelmäßigkeit und in der Wiederholung

seines Rituals. Diese Art von Bildung ist nun einmal ein langfristiges Unternehmen. Die kleine Geste ist ein Mittelding zwischen Übung und Ernstfall.

Ich vermute, dass wir es mit Ritualen so schwer haben, weil uns bestimmte Kategorien überwertig geworden sind: Echtheit, Spontaneität, Authentizität, Bewusstheit. Ein Ritual scheint erst dann gerechtfertigt, wenn ich es bewusst setze, wenn es in eine Form ist, wenn sie mich unmittelbar ausdrückt und wenn ich mit meiner ganzen Existenz dahinter stehe. Das ist eine Grandiosität, in der das Subjekt in seiner augenblicklichen Gestimmtheit und Verfasstheit zum Maßstab für alles wird. Dies sind Einzigartigkeitszwänge, in denen für Kompassion kein Platz ist und die die Quelle neuen Unglücks sind. Man kann auch an sich selbst ersticken.

Mit dem Beispiel des rauchenden Kollegen habe ich übrigens ein atypisches Ritual zitiert, weil es ein Privatritual ist. Das Ritual ist eigentlich eine feierliche und gemeinsame Begehung, die Gedächtnis schafft und vertieft. Die Form drängt in die Sozietät, die Sozietät drängt zur Form. Die rituellen Dramatisierungen machen die Absichten von Menschen zu mitgeteilten und darin zu starken Absichten. Man macht sich im Ritual kenntlich, indem man sich vor anderen kenntlich macht. Die Darstellung ist darauf aus, gesehen und gehört zu werden. Man kann nicht auf Dauer für sich allein existieren und sich zugleich deutlich sein. Indem wir im Ritual sichtbar werden, bekommen wir ein Gesicht. Ideen also müssen in Zeiten, Orten und Ritualen versinnlicht werden, um ins Gedächtnis zu gelangen und um im Gedächtnis zu bleiben.

DIE INSZENIERUNG SOLIDARISIERT, SIE ERZEUGT ENGAGEMENT UND HANDLUNGSBEREITSCHAFT

Gedächtnis und Trauer werden in der Inszenierung deutlich und langfristig. Die Inszenierung ist eine Art Verkündigung, eine Art öffentliche Darstellung des Glaubens. Darum verursachen Begehungen dieser Art auch so viel Erbitterung oder Streit. Es sei ein Beispiel der Angst vor der dramatisierten Trauer angedeutet. 1981 verbrennt sich in Zürich am Bellevue (Verkehrsknotenpunkt im Zentrum) die junge Frau Silvia Zimmermann. In einem Abschiedsbrief hat sie erklärt, sie tue dies gegen das eiskalte moralisch-politische Klima der Stadt. Sehr spannend ist der Streit um die Begehung und um die Wertung dieses Todes. Die Medien spielen den Selbstmord herunter; sie unterstellen, Silvia Zimmermann habe in geistiger Umnachtung den Tod gesucht. In der Zürcher Zeitung dürfen keine Todesanzeigen erscheinen, damit es nicht zu einem Großaufmarsch und Verkehrschaos komme, sagt die Polizei. Am Bellevue hielten junge Leuten Totenwache. Blumen lagen auf dem Pflaster, Kerzen brannten da. Gedichte und Briefe wurden an eine nahe Wand gesteckt. Ein bewegendes Drama der Trauer. Mit einer Emsigkeit, die nur erklärt werden kann mit der Angst vor dieser Trauer, räumte zunächst die städtische Straßenreinigung, später die Polizei Blumen, Kerzen, Briefe, die allnächtlich dort deponiert wurden, ab, immer mit der rationalen Erklärung, Kerzenwachs könne Unfälle verursachen.

Gemeinsame Trauer und ihre Inszenierung solidarisiert; sie erzeugt Engagement und Handlungsbereitschaft. Gerade darum aber polarisiert diese Inszenierung, erweckt Angst und wird u.U. verboten. Im römischen Reich übrigens war es verboten, wegen eines aus politischen Gründen Hingerichteten öffentlich zu weinen. Die Öffentlichkeit, die Inszenierung, die Figurierung geben der Innerlichkeit eine völlig andere Qualität.

Ein kurzer Blick auf die Geschichte der Erinnerungstage in unserem Land: Die Inszenierungen der Erinnerung schaffen eine »repräsentative Öffentlichkeit« (Max Weber). Der Geist sucht seine Legitimation wie der Ungeist. Mit anderen Worten: Es gibt »heiße« Erinnerungen, die ein Land, eine Gesellschaft, eine Gruppe weitertreiben und mehr fordern als die Gegenwart schon einlöst. Es gibt »kalte« Erinnerungen, die nichts anderes tun, als Zustände zu legitimieren. Die »heißen« Erinnerungen stellen eine »kritisch räsionierende Öffentlichkeit« her, wie Habermas es nennt. Die Gedenktage an Oscar Romero, des Bischofs, der von der Junta in El Salvador ermordet wurde, gehören dazu. Auch die Kirchen wählen sich heiße und kalte Zeugen und sprechen sie heilig. Solche heißen Erinnerungen finden sich etwa am Anfang des 19. Jahrhunderts, die gegen die konservative Wende unter Metternichs inszeniert wurden: das Wartburgfest, das verboten wurde und bei dem es zu brutalen Eingriffen der politischen Polizei kam; ebenso 1840 das Gutenbergfest der liberalen Bewegung; ebenso das Hambacher Fest von 1832. Ebenso die Feste der Arbeiterbewegung seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. 1871 endete die Zeit der bürgerlichen Oppositionsfeste. Und es gab, abgesehen von den Arbeiterfesten nur zwei offizielle Festtage: den Sedantag und Kaisers Geburtstag. Und damit sind wir bei der kalten Erinnerung. Die kältesten Erinnerungsinszenierungen finden wir zwischen 1933 und 45. Die Nazis haben sofort den hohen Wert von Symbolen und Festen erkannt, und sie haben ganze Legitimationsliturgien gebaut. Sie haben den ersten Mai umfunktio- niert. Sie haben den 23. November gefeiert, an dem Hitler 1923 den Putsch in München wagte, den Heldengedenktag und Hitlers Geburtstag. Sie haben ganze liturgische Welten errichtet, um ihre Legitimation und den Konsens des Volkes zu erzwingen. Die Nazizeit war die Epoche der Kundgebungen, der Paraden, der Fackelzüge, der Aufmärsche, der Uniformen, der Fahnenweihen, des öffentlichen Totengedenkens, der öffentlichen und genormten Sprache. Am stärksten konnte man die Repräsentation des politischen Selbstverständnisses der Nazis auf den Reichsparteitagen in Nürnberg erleben. Der deutsche Soziologe Peter Reichel hat sie als sakrale Veranstaltungen gedeutet. Aus der Beschreibung eines Abends in Nürnberg wird dies deutlich:

»Mit der hereinfliegenden Dämmerung hatte sich auf dem Feld ein dicht gedrängter brauner Block von weit über 100 000 Männern formiert, während sich die Tribünen mit noch einmal ebenso vielen Zuschauern füllten. Ein Fanfarenstoss und aufbrausender Jubel kündigten Hitlers Ankunft an. Hunderte von roten Fahnen bauschten sich im Abendwind, von hellen Bogenlampen erleuchtet. Die Rampenlichter im Säulengang der Haupttribüne verbreiteten eine magisch-weiße Helligkeit. An den Eckpfeilern der Tribüne loderten die unvermeidlichen Feuer. Als Hitler dann das Feld betrat und die Bühne hinaufstieg, schossen die Flakscheinwerfer in die Höhe und bildeten eine Art ‚Lichtdom‘. Es war, als ob man sich in einer Kathedrale aus Eis befände‘, beschrieb der britische Botschafter Henderson seinen Eindruck.« (Peter Reichel: Der schöne Schein des Dritten Reiches, Hambur 2006, S. 163)

Beeindruckt erklärte jener Botschafter: »Niemand, der nicht Zeuge der verschiedenen Veranstaltungen... in Nürnberg gewesen oder der dort herrschenden Atmosphäre ausgesetzt worden ist, kann sich rühmen, die Nazibewegung in Deutschland völlig kennengelernt zu haben.« (Reichel, S.139)

Was geschieht hier? Warum ist die Öffentlichkeit für die Nazis unerlässlich und warum kann niemand die Nazis kennen, der nicht Zeuge der verschiedenen Veranstaltungen in Nürnberg gewesen ist; der also ihre Inszenierungen nicht kennt? Die Nazis haben früh erkannt, dass ihre Idee verblasst, wo sie das Licht der Öffentlichkeit scheut und reiner Gedanke bleibt. Eine Idee wird in ihrer Inszenierung nicht nur dargestellt, sie wird hergestellt, indem sie aufgeführt wird. Nur relativ wenige Menschen während der Nazizeit in Deutschland kannten die Systematik des nationalsozialistischen Ideenwerks genau. Überzeugt wurden sie nicht durch die Idee, sondern durch die Aufführung der Idee.

DER GLAUBE WURDE GESCHAFFEN DURCH SEINE INSZENIERUNG

Die Szene erschuf den (Un)Geist. Es gilt – im Guten wie im Bösen – das Gesetz: Es gibt keine Präsenz ohne Präsentation. Das also ist das eine: die Ästhetisierung einer Idee, die die Idee legitimiert. Das andere: Die Inszenierung und die Feier der vielen Tausenden schafft das, was die Nazis Volksgemeinschaft nannten. Der Taumel der Begeisterung und die gegenseitige Wahrnehmung der Menschen ließen jede Rationalität im reinen Erlebnis ersticken. Die Wahrnehmung der anderen »Gläubigen« bestärkte den eigenen Glauben und gab ihm seine unbefragte Selbstverständlichkeit. Die Naziideologie verschaffte sich Glauben durch den Kontext der Vielen, die da miteinander feierten, tanzten, sangen, schrien, marschierten, sich in der gleichen Uniform und Sprache bewegten. Die Uniform erschuf die Uniformität des Geistes. Man wurde zu einer Gemeinschaft, indem man sich als eine Gemeinschaft darstellte. Diese »Volksgemeinschaft« und dieser Zwang zur öffentlichen Gleichförmigkeit gründeten auf der Auslöschung jeder Individualität. Die Öffentlichkeit war immer von oben genormt und verordnet. Wer je Bilder der Aufmärsche gesehen hat, wird die Exaktheit, die leblose Korrektheit der Aufstellung der Massen, der Paraden, sogar der Spiele, die es in Mengen gab, feststellen. Mit dem Gedanken des Spiels assoziiert man eigentlich Selbstdarstellung in der Freiheit der Bewegung. Nicht so bei den Nazifeiern. Sie waren zu toten Ritualen verkommen, weil sie völlig festgelegt und ständig mit politischen Absichten verbunden waren. Bei allen autoritären Gebilden erstarren das Spiel und die Aufführung zu toten Ritualen, die nicht verletzt werden dürfen. Sie sind die Theatralik der Macht und dienen Zwecken, die die Spielenden selber nicht durchschauen. Die Naziwelt war eine Welt kontrollierter Symbole. Symbolkontrolle aber heißt Machtkontrolle.

Macht kommt nicht ohne Theater aus. Die rituelle Abbildung der Macht erschafft die Macht. »Hitler über Deutschland« war ein frühes Motto der Nazis. Das Motto wurde inszeniert durch die Flüge, die den Diktator zu den Veranstaltungen brachten. Peter Reichel (a.a.O. S. 144) zitiert eine Stimme wahnhafter Euphorie: »... diese einzigartige Symphonie der Begeisterung, die dem Führer überall entgegenbrandete, wo der riesige Vogel auf seiner Reise die Erde berührte, war das Gewaltigste und Erhabenste, das Deutschland je gesehen und erlebt hatte.« Keine Macht also ohne die Theatralik der Macht.

ERINNERUNG HÄLT SICH, INDEM SIE IN EINER GRUPPE ZIRKULIERT

Ich bin inzwischen schon lange bei einem anderen Helfer, der dem Subjekt die Konstituierung von Erinnerung ermöglicht. Ich meine die Gruppe. Wie nun verhalten sich

Erinnerung einerseits und die Gruppe andererseits zusammen? Normatives Wissen und Erinnerung bleiben nur in Gruppen lebendig. Halbwachs hat in seinem Gedächtnisbuch ein Kapitel mit dem Titel: »Das Vergessen durch Loslösung von einer Gruppe«. Ich erinnere mich langfristig nur an das, was die für mich signifikante Gruppe sich erzählt. Die Wichtigkeit des Wissens lese ich meiner Erzählgruppe von den Lippen. Der Bezugsrahmen und das Deutungsschema des gemeinsamen Gedächtnisses macht die Vergangenheit erst zu meiner Erinnerung; verleiht ihr erst Wichtigkeit und bringt sie mir erst existentiell in den Blick.

Die Gruppe prägt die Erinnerung. Ebenso richtig ist der Gegensatz: Die Erinnerung prägt und gründet die Gruppe. Wer sie ist und was sie soll, erzählt sich die Gruppe im Gedächtnis der Toten. Zirkulation von Erinnerung wird zum Gemein Sinn, und Gemein Sinn entsteht durch Zirkulation von Erinnerung, Sinn, langfristige und grundsätzliche Selbstvorstellungen halten sich nur als kollektive. Die rein individualistische Sinnsuche ist zum Scheitern verurteilt. Norbert Elias beklagt die monadischen Individuen, deren wichtigste Lebensaufgabe es sei, »nach einer Art von Sinn für sich allein zu suchen, einem Sinn, der unabhängig von allen anderen Menschen ist. Kein Wunder, dass Menschen bei der Suche nach dieser Art vom Sinn ihr Leben als absurd erscheint« (Elias, 1982, S. 54).

Der gängige Identitätsbegriff setzt eine Selbstvorstellung voraus, in der das Subjekt in Konsistenz und Langfristigkeit hauptsächlich mit sich selber übereinstimmt. Ich sage es mit Norbert Elias: »Es ist charakteristisch für die Struktur der entwickelteren Gesellschaften unserer Tage, dass man dem, wodurch sich Menschen voneinander unterscheiden, ihrer Ich-Identität, einen höheren Wert beimisst als dem, was sie miteinander gemein haben, ihrer Wir-Identität« (Elias, 1994, S. 210). Erinnerung und Selbstverständnis aus einer gemeinsamen Herkunft gibt personale Identität und individuelles Wissen und Bewusstsein natürlich nicht auf. Aber es entsteht ein Subjekt, das sich auch von außen nach innen verstehen kann. Es baut sich auf kraft seiner Teilnahme am Wissen und am Selbstbild der Gruppe, zu der es gehört (Assmann, 1992, S. 130).

GEWOHNHEIT: DIE UNDRAMATISCHE LANGFRISTIGKEIT DES GEDÄCHTNISSES

Ich habe dafür plädiert, kommemorative Landschaften zu bilden, die dem Subjekt zur Erinnerung verhelfen. Landschaften bilden Sitten. Ich meine mit dem merkwürdigen Wort Sitten genau das, was mein Kollege tut, wenn er den Synagogenplatz überquert. Er raucht nicht, oder macht den Umweg von ein paar Schritten. er hat eine Gewohnheit angenommen. Mehr nicht, und nicht weniger. Ich wünsche mir, dass es eine Gewohnheit in unserem Land wird, auf die Denkmale der Leiden zu stoßen; auf Tage, die begangen werden; auf Orte, die gekennzeichnet sind; auf das Curriculum in unseren Schulen und Universitäten, die über die Shoa aufklären. Gewohnheiten sind langfristig. Darauf kommt es mir an: nicht auf die existentielle Bewegtheit des Augenblicks, sondern auf die undramatische Langfristigkeit des Gedächtnisses.